

## Zum Gottesdienst in einem Dorf

Schon allein der Weg zur Kirche in Lantao ist ein kleines Abenteuer. Lantao ist ein Dorf und liegt abseits der befahrenen Straße. Der Pastor und ein Begleiter warten am Rand der Überlandstraße mit ihrem Roller auf uns, um uns den richtigen Weg dorthin zu lotsen. Uns, das sind der Kirchenpräsident Hénoc Sib, seine Frau Lea und ich. Mit einem Reifen auf dem Fußweg und dem anderen Reifen auf Gräsern und Steinen quält sich das Auto dahin. Schließlich erreichen wir das kleine Dorf und die Kirche.



Vor der Kirche parken schon zwei weitere Fahrzeuge: Ein Fahrrad und ein Behindertenfahrrad. Das Behindertenfahrrad hat hinten zwei Räder, dort wo normalerweise der Sattel ist, ist ein einfacher Metallstuhl angeschweißt und die Handpedale sind auf Lenkerhöhe angebracht. In der Kirche wird bereits fröhlich gesungen. Man ist hier mit Liedbüchern gut ausgestattet – es gibt zwei Exemplare, die weitergereicht werden. Es wird ohnehin viel auswendig

gesungen, die ältere Generation kann größtenteils nicht lesen und schreiben. Die Lieder werden spontan ausgesucht. Wer einen Liedwunsch hat, steht einfach auf und fängt lauthals an zu singen, die anderen stimmen mit ein. An Begleitinstrumenten sind drei Trommeln und ein Balaphon vorhanden, die von jungen Männern gespielt werden. Aber auch die Frauen haben ihre Instrumente: An Metallschüsseln wurden Kettchen befestigt – sie dienen als Rasseln. Dann werden die Spenden eingesammelt. Ein Mann bringt einen kleinen gefüllten Eimer nach vorne. „Was ist das?“, raune ich Lea zu. „Weiße Bohnen! Frisch geerntet.“ Die meisten anderen spenden Geld, geben den Zehnten von ihrem Verdienst. Eine direkte Bezahlung der Kirchensteuer also. Die Münzen klingen im Korb. Vereinzelt werden auch Scheine eingelegt. Der kleinste Geldschein hier hat etwa den Wert von 80 Cent. Um so viel geben zu können, muss man mindestens 5,60 Euro pro Woche verdienen.



Dann folgt die Predigt. Der Kirchenpräsident, der heute der Gastprediger ist, nimmt ein Heft mit Bildern, das normalerweise für den Kindergottesdienst bestimmt ist. Er fragt, wer die Geschichte von Ruth aus der Bibel *nicht* kennt. Fast alle Hände fliegen nach oben. Kein Wunder – die Geschichte steht im Alten Testament – und in der Lokalsprache Lobiri gibt es momentan erst eine Übersetzung des Neuen Testaments. Das Alte Testament ist in Arbeit. So kennt man hier fast ausschließlich die Geschichten aus dem Neuen Testament. An-

hand der Bilder habe auch ich weniger Schwierigkeiten, der Predigt zu folgen. Meine Freundin Lea übersetzt mir das Wichtigste ins Französische, damit ich es verstehen kann. Es geht um eine Frau, die zusammen mit ihrem Mann vor der Hungersnot ins Nachbarland flieht. Das verstehen alle hier im Raum. Auch aus ihrem Dorf sind



schon manche ins etwas reichere Nachbarland Elfenbeinküste gegangen, um dort zu arbeiten. Der Kirchenpräsident legt ihnen ans Herz, vor allen entscheidenden Schritten im Leben Gott um Rat zu fragen. Alle sind aufmerksam und nicken. So wird nach und nach die Geschichte erzählt und auf das eigene Leben angewandt. Direkt im Anschluss an den Gottesdienst gibt es noch eine extra Lektion für junge Leute. Hier steht keiner unter Zeitdruck. Den Leuten scheint es nicht das Geringste auszumachen, dass der Gottesdienst hier knapp vier Stunden dauert. Keiner schaut auf die Uhr – oder soll man besser sagen: Keiner trägt eine Armbanduhr. Man genießt die gemeinsame Zeit.

Nach Abschluss des Gottesdienstes gibt es noch ein kleines Ritual: Der Pastor geht als erstes aus der Kirche hinaus. Er reicht jedem die Hand. Danach stellt man sich in einer Reihe auf. Jeder reicht jedem die Hand. Komisch in Zeiten von Corona. Aber hier in diesem Dorf ist die Zeit stehen geblieben. Es ist abgeschnitten vom Rest der Welt. Hier kommt so gut wie keiner rein oder raus, der das Virus hier hereintragen könnte. Der einzige, der einen Roller besitzt und sich somit frei bewegen kann, ist der Pastor. Jemand wird ihm das Fahrzeug geschenkt haben, damit er auch die umliegenden Dörfer besuchen kann.



Im Anschluss an den Gottesdienst sitzen wir noch im Hof des Pastors zusammen. Das Wohnhaus und die Nebengebäude sind aus einfachen Lehmziegeln gebaut. Im Hof laufen einige Hühner und eine kleine Ziege herum. Da es ein etwas größeres Dorf ist, gibt es hier sogar eine Realschule bis zur 10. Klasse. Damit auch Mädchen aus kleineren Dörfern diese Schule besuchen können, hat der Pastor im

Nebengebäude sozusagen möblierte Zimmer eingerichtet. Darin hat er gerade zwei Mädchen untergebracht. Die Mädchen bieten mir an, einen Blick in ihr Zimmer zu werfen. Es ist blitzblank aufgeräumt und sauber gefegt. Alles Nötige ist vorhanden, alles Unnötige fehlt. Eine Schlafmatte am Boden. Ein Tisch, auf dem feinsäuberlich Kleidung aufgeschichtet liegt; weitere Kleidungsstücke hängen über einer Leine. Das ist alles. Im Pastorenhaus selber



wird es kaum wesentlich anders aussehen. Die Mädchen können Küche und Bad der Pastorenfamilie mitbenutzen. Die „Küche“, das ist eine Kochstelle aus Lehm und einige Töpfe. Außerdem wenige



Schüsseln, ein Mörser und einige Gefäße. Das Bad mit WC besteht aus einer etwa schulterhohen Mauer mit einer Lücke in der Mauer als Abfluss. Das Wasser muss man vorher aus einer größeren Tonne

schöpfen und mitnehmen. Die Pastoren lernen bei ihrer Ausbildung nicht nur theologische Kenntnisse, sondern auch praktische Tätigkeiten wie Viehzucht oder Landwirtschaft. Ihr Gehalt beträgt 4 bis 23 Euro pro Monat, je nach der Größe des Dorfes. Ohne Zuverdienst mit eigener Hände Arbeit kommt damit keiner über die Runden – vor allem, weil es ja noch Bittsteller gibt, die zu den Pastoren kommen. Menschen, die wirklich in Not sind.



Bei der Heimfahrt über den unebenen Weg bin ich still und nachdenklich. Der Kirchenpräsident und seine Frau erklären mir, dass es Pastoren gibt, die in noch ärmlicheren Wohnverhältnissen leben, als ich es hier gesehen habe. „Warum wissen wir in Deutschland nicht, wie es den Christen hier geht, vor allem den Pastoren?“ – irgendwann bricht diese Frage einfach aus mir heraus. Lea versucht eine Antwort zu geben: „Vielleicht wollt ihr es nicht wissen?“ Ja, das stimmt. Lange genug war ich in Deutschland mit mir selbst beschäftigt, dachte wenig darüber nach, wie es Menschen an anderen Orten in der Welt geht. Aber auch nachdem ich begonnen hatte, mich zu informieren, ja selbst seit meiner Ankunft in Burkina Faso hatte ich manches einfach noch nicht begriffen und gesehen, auch wenn ich es gern sehen und begreifen wollte. Der Kirchenpräsident setzt hinzu: „Ich war in Deutschland eingeladen, da habe ich in Kirchen darüber gesprochen.“ Ob man verstanden hat, wovon er berichtete? Selbst ich kann kaum begreifen, was ich sehe. Kein Strom, außer vielleicht irgendwo eine kleine Solarzelle. Wasser aus dem Brunnen. Kochen auf dem Holzfeuer. Das ist die Realität für viele in dieser Region. Die Menschen sind trotzdem glücklich und zufrieden.

Es gibt keine Krankenversicherung. „Was passiert bei einem Unfall, wenn man kein Geld hat, um einen Arzt zu rufen oder die Medizin zu bezahlen?“, frage ich Lea. „Man betet zu Gott, dass er einen heilt – oder man stirbt.“, ist die einfache Antwort. Das Vertrauen auf Gott, das ist etwas, was die Christen hier tagtäglich praktizieren. In jeder Lebenslage. Da kann ich von ihnen lernen.



Ein paar Tage später. Lea ist bei mir zu Besuch. Ich bringe ihr bei, wie man Pizza backt. Zutaten wie Oregano und Käse, die man in der Kleinstadt Gaoua mit 30.000 Einwohnern nicht besorgen kann, habe ich kürzlich in der Hauptstadt Ouagadougou eingekauft, selbst dort war das schwierig genug. Die Pizza ist wirklich gut gelungen, knusprig, wie man sie sich wünscht. Beim Essen kommen wir bei der Unterhaltung auf das Leben in den Dörfern zurück. Ich verrate Lea einen Wunsch: Eines Tages würde ich gern in einem kleinen Dorf gemeinsam mit den

Dorfbewohnern To (Hirsebrei) essen, einfach mit der Hand aus dem Topf. Lea ist begeistert: „Am besten fahren wir schon am Samstagabend dorthin, übernachten dort, nehmen am Sonntag am Gottesdienst teil und fahren danach zurück.“ Das habe sie früher öfter mit ihrem Mann gemacht. Übernachten in einem Dorf? Ich denke an die Strohmatten, die Moskitos, das unsaubere Trinkwasser, die beschränkten Waschmöglichkeiten, die Hitze, die gerade beginnt. Aber eigentlich möchte ich genau das sehen und erleben. Ich schlucke etwas und sage fröhlich: „Ok, das machen wir.“ Ich freue mich auch darauf, einfach Zeit mit Lea zu verbringen. Und darauf, das Leben hier kennenzulernen. Den ganz normalen Alltag der Menschen aus den kleinen Dörfern. Vor allem den Alltag der Pastoren, die bereit sind, in die kleinen Dörfer zu gehen und sich mit ihrer Hände Arbeit zu ernähren, während sie anderen von Jesus erzählen, der ihr Leben so froh und innerlich reich gemacht hat, dass sie ihren Glauben unbedingt teilen wollen, und die sich um die ganz konkreten Nöte der Menschen um sie herum kümmern. Welch ein Vorrecht für mich, so nahe bei den Menschen hier zu sein!